

# LESEPROBE

Sabina Jakubowska

## Hebammen

Der Romanerfolg  
jetzt auf Deutsch!

Roman



© Eizbieta Oracz

EDITION  
E-W

ET:  
05.10.26

Sabina Jakubowska  
Hebammen  
Roman  
aus dem Polnischen von  
Antje Ritter-Miller  
Hardcover mit Schutzumschlag,  
ca. 900 Seiten  
ISBN 978-3-949671-26-5  
Ladenpreis: 34,00 € / 35,00 € (A)  
Erscheinungstermin:  
05.10.2026

**E**DITION  
—  
**W**

Sabina Jakubowska, geb. 1974 in Brzesko, Polen, ist promovierte Archäologin, Schriftstellerin und Doula (nicht-medizinische Geburtsbegleiterin). Als Doula führt sie eine Familientradition weiter, da bereits ihre Urgroßmutter als Hebamme tätig war. »Hebammen« ist ihr erster Roman.

SABINA JAKUBOWSKA

# Hebammen

Roman

Aus dem Polnischen von Antje Ritter-Miller

Mehr über unsere AutorInnen und Bücher:  
[www.edition-w.de](http://www.edition-w.de)

[instagram.com/editionwverlag](https://www.instagram.com/editionwverlag)  
[facebook.com/editionwverlag](https://www.facebook.com/editionwverlag)

© Edition W GmbH, Frankfurt/ Main 2026  
Satz: Publikations Atelier, Dreieich

**E**DITION  
—  
**W**

11. Januar 1885

## Selbst wenn sie dich teeren und federn sollten

Der Wind zerrte an der Tür, der Riegel gab beinahe nach. Der Schnee an den Fenstern erhellte die dunkle Stube nur schwach. Außer dem Schnaufen einer Ziege, die in einer Ecke auf dem Lehm Boden kauerte, war nichts zu hören. Ihre Ausdünstungen vermischten sich mit dem schweren Geruch nach Männerschweiß, nach verrotteten Möbeln und feuchten Federdecken, nach muffiger Kleidung und modrigem Heu. Als würde hier nichts jemals richtig trocken werden.

Die Stille wurde von dem durchdringenden Schrei einer geplagten Frau zerrissen und gleich darauf von dem unterdrückten Fluchen einer männlichen heiseren Stimme. Dann trat wieder Stille ein, und darin waren nur Dunkelheit und Gestank.

Franciszka lag im Bett. Ihr Kopf glühte, der Schweiß rann ihr den Hals herunter und sickerte in das Heu unter dem Laken. Ihre Hände und Füße waren eiskalt. Ein heftiger, reißen der Schmerz im Rücken drang ihr bis in die Knochen, zog und stach. Ihr Bauch lebte sein eigenes Leben. Noch.

In ihrem Gedächtnis fand sie keine Heilige fürs Gebären. Auch keinen Heiligen. Sie versuchte, sich kalbende Kühe und werfende Ziegen vorzustellen. Die schafften das einfach so. Aber sie hatten es besser – sie mussten nicht im Bett liegen. Ihr Körper wollte sich hinhocken und das Kind herauspressen, aber wie sollte sie hier hocken, auf dem kalten Lehm Boden, in Gegenwart dieses verfluchten Diablec?

Jemand hämmerte gegen die Tür.

»Herein«, rief der Mann heiser.

»Es ist verriegelt! Macht auf!«, antwortete eine dünne Mädchenstimme zitternd.

»Teufel noch eins, rein mit dir, dummes Ding«, knurrte er.

Er werkelte am Riegel und öffnete mit einer groben Bewegung die Tür. Eingehüllt in Tücher und mit Schnee bedeckt huschte das Mädchen unter seinem Arm hindurch in die Stube und näherte sich unsicher dem Bett. Gleich hinter hier lief ein kleiner Hund herein, rollte sich unter einem Möbel zusammen, womit er geschickt einem Tritt des Mannes auswich.

»Kommt sie?«, fragte die Gebärende voller Hoffnung.

»Noch nicht«, flüsterte das Mädchen. »Die Großmama sagt, es nimmt kein Ende mit den Steinen der Herrin vom Gutshof. Aber sie haben mir ein Käsebrötchen gegeben, möchtet Ihr?«

»Iss du es, Kindchen.« Die Frau unter dem Federbett wischte sich mit dem Unterarm eine Träne von der Wange.

»Und jetzt?«, fragte das Mädchen schmatzend.

»Nun, dann muss eben ohne die Großmama geboren werden«, seufzte die Frau enttäuscht, und gleich wurde ihr Körper von der nächsten Wehe erschüttert. Sie presste die Hand gegen den Rahmen des Holzbettes und stöhnte. Der Hund kroch unter dem Möbelstück hervor und leckte über ihre schmutzigen und abgebrochenen Fingernägel.

»Meine Mama hat genauso gesprochen, die zweite auch, und beide liegen schon auf dem Friedhof ...«, sagte das Mädchen wie zu sich selbst.

»Geh schlafen«, knurrte der Mann mit rauher Stimme.

Leise stellte das Mädchen seine zu großen Schuhe, die es von seiner leiblichen Mutter übernommen hatte, unter die Schlafbank. Es warf der Ziege in der Ecke Heu hin, glättete mit geschickten Bewegungen das Stroh auf der offenen Schlafbank, breitete ein paar Decken darüber und glitt zwischen sie, noch immer in die Tücher gewickelt.

»Sind deine Füße in dem Matsch nicht nass geworden?«, fragte die Frau vom Bett aus.

»Die trocknen wieder.«

Schnell schlief das Mädchen ein; seinem ruhigen Atem schloss sich das Schnarchen des am Tisch dösenden Mannes an, der den Kopf auf den Unterarm gestützt und sich achtlos einen Fellmantel über den Rücken geworfen hatte.

In dieser verschneiten Stille konnte Franciszka ihr Stöhnen kaum unterdrücken, sie versuchte, sich den Schrei zu verbeißen, ihre Lippen waren aufgeplatzt.

Die heftigen Atemzüge der Gebärenden wurden von dem dicken Federbett gedämpft, nur manchmal zog der Hauch ihres Atems vom Bett in die Stube.

Es dämmerte bereits, als Diabelec aufwachte, fluchte und mit dem Stuhl scharrrte. Der Hund jaulte im Schlaf auf und verstummte sogleich wieder.

»Wie steht es, Weib?«, fragte er allzu laut.

»Wie zuvor«, stöhnte Franciszka. »Gebt mir zu trinken.«

Der Mann reichte ihr einen kleinen Topf, die Frau trank und verzog das Gesicht. »Es ist modrig.« Diabelec zuckte mit den Schultern, stellte das Gefäß auf den kalten Ofen und trat hinaus auf die Schwelle. Durch die offene Tür drang kühle Frische hinein und es war das Geräusch von in den Schnee abgegebenem Harn zu hören.

Plötzlich erklang von hinter dem Eckstein eine tiefe, kräftige weibliche Stimme: »Ist das wohl ein neuer Brauch, dass der Hausherr die Gäste mit seinem Schwengel begrüßt, und nicht mit dem Maul?«

»Weder das eine noch das andere ist Euch fremd, außerdem habe ich keine Gäste geladen«, antwortete er unbeeindruckt.

»Ein Wunder, dass er nicht seinen Arsch ausgestellt hat«, entgegnete die Frau.

Sie blieb vor dem Hausherrn stehen, der mit einer Hand die Tür versperrte, ihr den Eintritt verwehrte, und mit der anderen an seiner Hose nestelte. Das Blickduell dauerte eine ganze Weile in absolutem Schweigen, bis der Mann endlich nachgab und sie unwillig in die Stube ließ. Er spuckte über seine linke Schulter und trat nach ihr ein.

»Da seid Ihr«, flüsterte Franciszka mit blauen Lippen, doch in ihrer Stimme war nicht einmal mehr Erleichterung zu hören, sondern nur Zweifel daran, dass ihre Qual je ein Ende haben würde.

»Ja doch. Dachtest du, dass ich nicht zu dir komme? Das erste Kind, keine Eile«, sagte die Alte und legte ihre eisige Hand auf Franciszkas verschwitzte Stirn. »Geht es nicht voran?«, fragte sie.

Die junge Frau verneinte mit einer schwachen Kopfbewegung und hielt sich wieder am Bett fest in Erwartung der nächsten erschöpfenden Wehe. Die Alte beugte sich über sie, schlug das Federbett zurück und schob die Hände unter das Hemd der Gebärenden, durch deren ganzen Leib ein starkes Beben fuhr. Nach verdaulichem Alkohol und nach

Tabak roch die Alte, nach Schweiß, nach Urin und nach lange nicht gewaschenem Frauenkörper. Sie legte ihre rauen Hände auf den Bauch und tastete die unruhigen Rundungen ab.

»Ein großer Kopf, das ist nichts für dich, Rehlein«, sagte sie mitfühlend. »Die Wehen gehen ins Kreuzbein. Bogusz! Gib das Kreuz von der Wand!«, befahl sie, aber der Mann rührte sich nicht. »Beweg dich!«, rief sie drängend. Aber er schien nicht zu hören, saß mit steinernem Gesicht am Tisch und starrte vor sich hin, deshalb fügte sie nachgiebiger hinzu: »Kein Grund, gnatzig zu sein, ich bin doch hergekommen zu deinem Weib und deinem Kind.«

»Nicht zum ersten Mal, genutzt hat es nichts«, sagte er aufbrausend.

»Kunda ist gestorben, weil ich nicht rechtzeitig da war, um ihr zu helfen. Was sollte ich tun, bei der anderen hat es länger gedauert, am anderen Ende des Dorfes, das ist weit. Wenn du ein Gefährt gehabt hättest, wäre ich schneller gewesen, aber so musste ich den ganzen Weg laufen. Dein zweites Weib, Józka, haben die Zwillinge umgebracht. Sie lagen ungünstig. Du hast mich zu spät gerufen. Und jetzt ist keine Zeit, alte Geschichten aufzuwärmen,

denn dein drittes Weib liegt in den Wehen und noch lässt sich etwas machen. Ich hege keinen Groll gegen dich, habe du auch keinen gegen mich, und tu, was ich dir sage, denn es ist die Aufgabe des Vaters, das Kreuz auf dem Kreuz zu halten.«

Im Lichte des hässlichen Morgens nahm Bogusz Diabelec das Kreuz ab, das über der Tür hing, küsste es ohne große Ehrerbietung und brachte es zum Bett herüber. Die Alte drehte Franciszka auf die Seite und zog ihr durchgeschwitztes, schmutziges Hemd hoch. Bogusz schaute zuerst auf das weiße, runde Gesäß seiner Frau und schluckte laut.

»Wenn sie überlebt, fass sie sechs Wochen lang nicht an«, rief die Alte ihn streng zur Ordnung.

Mit Mühe konnte er ein Fluchen unterdrücken, denn er war sich im Klaren, dass er das Kreuz in der Hand hielt, und er drückte es mit beiden Händen an den Rücken der Niederkommenden.

Franciszka hatte das Gefühl, dass ihre Welt nur aus Gerüchen bestand. Ihr Mann roch vor allem nach Alkohol, an seinen Schweiß und Schmutz hatte sie sich längst gewöhnt, aber jetzt wurde ihr von alledem übel. Er hatte große, starke Hände. Verhasste

Hände. Jetzt aber brachten sie Linderung, wärmten den schmerzenden Rücken.

Auf Anweisung der Hebamme hielt Bogusz das Kreuz flach mit beiden Händen auf ihrem Rücken durch die ganze Wehe hindurch, bei der Franciszka laut schrie. Dieser Schrei weckte das Mädchen, das unter den Decken hervorschaute, um zu sehen, was in der Stube los war, um dann noch tiefer wieder einzutauchen, bis in dem blassgrauen Morgenlicht nur noch sein dünnes Zöpfchen zu sehen war.

»Leg es jetzt weg, auf den Tisch«, befahl die Alte nach einer der nächsten Wehen. »Feuere den Ofen an.«

Sie half Franciszka, sich wieder auf den Rücken zu legen, dann schaute sie sich in der Stube um und stellte eher fest als zu fragen: »Weder Butter noch Schmalz, nichts, um die Hand einzuschmieren? Wie soll ich dann reinschauen? Nun, dann muss es anders gehen.« Und sie wandte sich wieder an Franciszka und sagte: »Pinkle!«

Das brauchte man ihr nicht zweimal zu sagen, ihr geplagter Körper quälte sich schon länger mit dem Anhalten. Die Alte hielt ihre Hände unter den Urinstrahl und wusch sie sich damit gründlich, da-

nach schob sie ihre Finger in den Geburtskanal und drückte mit der anderen Hand auf den Bauch.

Franciszka schrie. Ihr Mann warf eine Tasse durch die Stube, um das Geräusch zu übertönen. Einen Moment lang zitterte noch die Luft davon, bis es schließlich wieder still wurde.

Die kleine Tochter von Diabelec sprang unter ihren Decken hervor und sammelte wortlos die Scherben auf.

»Das Kreuz«, rief die Alte dem Mann zu und half Franciszka, sich in die Hocke zu drehen. »Drücke es fest auf ihr Kreuzbein!«

Die nächste Wehe war länger. Jede weitere Wehe war länger.

»Das erste Kind«, sagte die Alte wie zu sich selbst und blickte vielsagend auf das Bild der Muttergottes über dem Bett. »Und wieso hast du mit der Tasse geworfen?«, fragte sie plötzlich Diabelec.

»Weil die anderen nicht so geschrien haben, weder Kunda noch Józka«, antwortete er beleidigt. »Mir platzt der Kopf.«

»Hättest du dieses eine Mal weniger gesoffen«, antwortete sie und sah ihn warmherzig an, und er lächelte plötzlich.

»Das Kreuz«, stieß Franciszka flüsternd hervor, aber sie rührten sich nicht, als hätten sie sie vergessen.

Es wurde Nachmittag, die blasse Sonne schaute für einen Moment in die Stube.

»So kannst du gebären bis zum Sankt Nimmerleinstag«, sagte die Hebamme gereizt. »Warum läufst du nicht, bewegst dich nicht? Dann würde es schneller gehen.«

»Es wurde nicht erlaubt«, flüsterte Franciszka verschämt und deutete fast unmerklich mit dem Kopf auf ihren Mann.

»Hat er gesagt, dass du liegen sollst?«, fragte die Alte laut und herausfordernd. Ohne eine Antwort abzuwarten, sagte sie zu Franciszka: »Steh auf, Kind, streck die Beine. Beuge dich vor, und zur Seite ... oder lehne dich an den Ofen, er wird gleich warm«, sie berührte ihn mit der Hand. Und als sie sah, dass Franciszka mit einer Kopfbewegung verneinte, fügte sie hinzu: »Hast du etwas gegessen? Vielleicht willst du Milch trinken, hockst dich ein wenig hin beim Melken, es wird dir leichter sein in der Hocke als im Liegen.«

»Jetzt habe ich keine Kraft mehr«, antwortete Franciszka, verängstigt von Diabelecs bösem Blick.

»Wenn es so ist, dann bleibt dir nur noch, die Muttergottes anzuflehen. Knie nieder, Kind, auf dem Bett, und wenn dich der Schmerz überkommt, dann bete, oder singe, das ist immer besser als ins Leere zu stöhnen.«

Sie half der Gebärenden, auf dem Bett niederzuknien, stauchte die Federdecke und das Kopfkissen zu einem Haufen vor ihr auf, auf den sich Franciszka mit einem Seufzer der Erleichterung fallen ließ, die Alte legte unterdessen trockenes Heu und einen saubereren Stofffetzen unter sie.

»Das ist gegen Gottes Willen«, meldete sich der Pfeife rauchende Bogusz.

»Was? Niederknien und beten?« Die Alte ließ sich nicht davon abbringen.

»Unsittlich ist, dass ein Weib sich entblößt, und aller Welt ihr Geschlecht zeigt«, beharrte er.

»Du willst mich Sittlichkeit lehren? Du?«, sagte die Alte aufbrausend, und stemmte die Arme in die Hüften. Sie blickte Diabelec mit feurigem Blick an, schürzte die Lippen und für einen Augenblick rief sie bei ihm die Erinnerung an ihre einstige Schönheit

wach. Sie bohrte so lange ihre dunklen Augen in ihn, bis er sich schließlich wendete und am Ofen zu hantieren begann, um mit dieser Tätigkeit seine Niederlage zu überspielen.

»Ihr wollt alle eine fügsame, stille Frau haben, die nur daliegt und die Beine breit macht«, murmelte die Hebamme zornig. »Er will mir sagen, wie man eine schwere Geburt begleitet! Da hat sich ein heiliger Jüngling gefunden, ganz unschuldig ist er, fürchtet sich vor dem weiblichen Genital. Pass bloß auf, denn dem Übereifrigen kann die Tugend leicht zum Verhängnis werden. Oder ihn gar ersticken.«

Das Mädchen brachte Holz für den Ofen, und dann Wasser in einem für sie viel zu schweren Eimer, und sie schaffte es gerade so, den größten Topf auf den Herd zu stellen. Franciszka war stiller geworden, als ginge es ihr nun besser; sie kniete auf dem Bett vor dem Bild; die Alte hielt mit den Händen das Kreuz auf ihrem Rücken. Die Luft in der Stube erwärmte sich und es verbreitete sich Qualm, von dem die Gebärende husten musste. Gleich darauf stöhnte sie:

»Schnell, Mutter, ich muss mal.«

»Es wird Zeit«, antwortete die Hebamme ruhig.

»Aber nicht das, ich muss ...«, antwortete Franciszka beschämt.

»Es heißt ja, Damen entbinden in Federkissen, im Hocken kommts herausgeschissen«, sagte Diabelec lachend.

»Ach, ein Arzthelfer«, entgegnete die Alte mit Verachtung. Nichts war mehr da von dem kurzen Einvernehmen, das zuvor einen Moment lang zwischen ihnen gewesen war.

Sie drehte sich schnell um, schnappte sich den Zuber, schob ihn der Gebärenden zwischen die Beine und half ihr, sich darüberzuhocken.

»Gieß Wasser in die Schüssel, ich muss sie waschen«, befahl sie dem Mann.

»Gerade jetzt muss sie«, maulte er und lärmte mit dem Topf.

»Und gut so. Sie macht Platz für das Kind. Und wundere dich nicht über ihr Schreien, denn wenn ein Weib vor Schmerz oder auch vor Lust das Maul aufreißt, dann öffnet sie sich auch unten«, ermahnte ihn die Alte.

»Oh ja, das ist wohl wahr, habe es so manches Mal gehört ... im Heu.« Wieder lachte er laut und heiser und blickte die Hebamme vielsagend an.

Die Alte achtete nicht mehr auf ihn und befasste sich mit der Gebärenden. Den Zuber mit den Unreinheiten schob sie unters Bett.

»Erhol dich ein wenig, Franciszka, und spüre, wie du dich öffnest, wie dieses Hemd« schnurrte sie, während sie die Kleidung der Gebärenden aufschob. Franciszka ruhte sich nun aus, mit dem Kopf an den Bettrand gelehnt. Mit einem warmen nassen Lappen wusch die Alte die junge Frau, erst das Gesicht, den Hals, dann den Leib unter dem hochgeschobenen Hemd.

»Das Haar muss gelöst werden«, sagte sie, und ihre flinken Finger begannen, an Franciszkas Kopf zu hantieren. »Zusammen mit dem Zopf entwirrt das Kind die Nabelschnur und kommt zu dir.«

Nach diesen Handgriffen beruhigte sich Franciszka ein wenig, bekam wieder Kraft und Farbe im Gesicht. Als eine starke Wehe kam, packte sie mit beiden Händen den Bettrahmen an den Seiten und fast hockend spannte sie ihren Körper an und schob den Bauch nach vorn.

»Hier wären mehr Weiber vonnöten, zum Halten und Helfen, aber wer würde hierher zu dir kommen, du Arme«, seufzte die Hebamme. »Stell dich

hinter sie«, befahl sie dem Mann, »und halte sie, so«, sie zeigte ihm, wie er ihren armen geplagten Leib unter den Achseln stützen sollte. »Sie soll nicht liegen beim Entbinden, denn Liegen kostet noch mehr Kraft.«

Franciszka gab einen langen Schrei von sich, ließ mit der Luft Angst und Schmerz heraus ... Die Fruchtblase platzte, das Wasser durchnässte die Bettwäsche.

»Grün wie der Teufelstümpel«, kommentierte Bogusz Diabelec teilnahmslos. Franciszka öffnete die Augen weit und blickte die Hebamme erschrocken an.

»So, jetzt bist du fast ganz offen. Man sieht schon, dass der Kopf sehr groß ist, behaart«, sagte die Alteforsch. »Das wird bestimmt ein starker Knecht. Komm, Mädchen, streck ein Bein zur Seite. Na los, knie dich hin, Rehlein, wie beim Krakowiak, aber das Bein zur Seite. Dann hat der Kopf mehr Platz.«

Die Geburt zog sich hin. Franciszka schrie und öffnete sich. Bogusz hatte klebrige Hände vom Schweiß, der an seiner Frau herunterrann, aber er hielt sie, einmal wenn sie kniete, dann wenn sie im

Bett hockte. Bis der Schmerz schließlich schlimmer und unerträglich wurde und ...

»Das Köpfchen ist da«, sagte die Alte mit veränderter Stimme. Franciszka atmete laut und erleichtert auf, und sie lehnte den Kopf an die Brust ihres Mannes, ohne die Blutlache zwischen ihren Beinen zu bemerken. Gleich darauf kam der Schmerz wieder, und die junge Frau fühlte sich wie ein Sack, aus dem Kartoffeln herauspurzelten.

Dann hörte der Schmerz auf. Sie lachte, irgendwie seltsam, ohne Freude.

Das Kind weinte nicht.

Die Alte sah es sich an und nuschelte vor sich hin.

»Lebt es?«, fragte der Mann schließlich. Sie nickte.

»Warum ist es so still?«

Mit schnellen Bewegungen ihrer rauen Hände rieb die Alte den kleinen Körper, wickelte die Nabelschnur von ihm ab und zeigte das Kind endlich Mutter und Vater.

»Eine Missgeburt«, sagte Bogusz.

Das Kind war blau angelaufen und hatte einen riesigen Kopf. Es schaute aus geschwollenen Augen

und weinte nicht. Die Alte legte es an das Fußende des Bettes und suchte in ihrem Bündel nach einer Schere und einem Leinenbändchen. Sie überlegte kurz, dann erstarrte sie mitten in der Bewegung und legte die Utensilien beiseite. Franciszka lag kraftlos auf dem Bett, sie hatte Schüttelfrost und sah ihre blutverschmierten, zitternden, weißen Schenkel vor sich, während der Kissenberg und das darauf liegende Federbett ihr so weit weg vorkamen wie das Ende der Welt. Ihr Mann fuchtelte über ihr zornig mit den Armen.

»Eine Missgeburt! Eine Missgeburt!«, schrie er. »Alles deinetwegen, du Ausgeburt des Teufels!«

»Dabei heißt Ihr doch Diabolec«, sagte die erschöpfte Frau leise.

Bogusz holte aus und versetzte ihr einen kräftigen Schlag ins Gesicht.

»Hexe!«, rief er und verließ, die Tür zuwerfend, die Hütte. Etwas Schnee wurde hereingeweht.

Erst jetzt gab das Kind den ersten Laut von sich.

»Vielleicht wird es ja noch«, sagte die Alte scheinbar ruhig. Endlich nahm sie das Leinenbändchen, maß mit den Fingern einen Abstand vom Bauch des Kindes ab, band die Nabelschnur an

zwei Stellen fest ab und schnitt sie mit einer schnellen Bewegung durch. Mit einem Lappen wischte sie das Gesicht und den Leib des Kindes ab, wickelte es in saubere Tücher und trat mit ihm ans Fenster, um es sich bei Tageslicht genauer anzuschauen. Sie schüttelte den Kopf und gab es der Mutter. »Hier, versuch es ein bisschen zu stillen. Schauen wir, ob es leben will.«

Aber es wollte nicht. Es versuchte nicht einmal zu saugen. Ruhig schüttelte die Hebamme das Federbett auf und deckte die junge Mutter und ihr Kind zu, wobei sie ihr das kleinste Kopfkissen unter den Kopf schob.

»Eine Missgeburt habe ich geboren«, stieß Franciszka flüsternd heraus und versuchte widerwillig, dem Kind ihre Brust in den Mund zu schieben. Dem Kleinen fiel der riesige Kopf steif nach hinten.

Die Alte verließ die Stube, öffnete die Eingangstür einen Spalt breit und sagte zu Diabelec, der auf der Schwelle saß:

»Taufen muss ich es. Welchen Namen willst du?«

»Gar keinen. Tauft die Missgeburt nicht auf einen christlichen Namen, das ist Gotteslästerung.«

»Wenn ich es nicht taufe, wird es euch heimsuchen, wenn es stirbt. Ihr züchtet euch ein Gespenst heran.«

»Dann nennt es Dawidek, zum Henker.«

»Fürchte Gott, Diabelec, du Teufel«, sagte sie zornig.

Sie schwiegen einen Moment. Die Alte blickte den Mann eine Weile an, dachte nach, und sagte schließlich:

»Auf dem Gutshof sucht der Herr einen Knecht für den Wagenschuppen.«

»Einen Kutscher?«, fragte Bogusz mit plötzlicher Hoffnung.

»Einen Gehilfen«, antwortete sie.

Ohne sie anzuschauen, sprang er auf und lief davon.

Lächelnd schloss die Alte hinter ihm die Tür und kehrte in die Stube zurück.

»Jetzt ist Ruhe«, sagte sie, doch sogleich verging ihr die Zufriedenheit, als sie ihren Schützling ansah. Sie nahm das steife Kind aus Franciszkas Armen, schöpfte mit der Hand Wasser aus dem Eimer, ließ mechanisch mit zwei Fingern ein Rinnsal über das Köpfchen fließen, wobei sie auf Latein die Tauffor-

mel sprach. Sie nannte keinen Namen. Dann legte sie das Neugeborene auf ein Kissen und beugte sich über Franciszka, legte ihre raue Hand an ihre Wange, auf der noch die Spur des Schlages zu sehen war.

»Tut es weh?«

»Ja. Alles. Eine Missgeburt habe ich geboren.«

»Das Kind hat Wasser im Kopf«, sagte die Alte leise. »Es wird nicht trinken. Es atmet nicht gut. Es wird gleich verschneiden.«

»Warum ist es so?«, fragte Franciszka verzweifelt.

Die Alte schwieg und untersuchte den Geburtskanal der jungen Mutter.

»Du blutest sehr stark, bist schlimm gerissen. Gleich kommt die Nachgeburt – stöhne!«

Ein starker Schmerz erfasste Franciszka, obwohl er kleiner war als bei der Geburt des Kindes. Und kürzer. Die junge Frau atmete laut auf und sagte:

»Ich weiß, warum das Fruchtwasser grün war wie der Teufelstümpel.«

Die Alte antwortete nicht. Sie sah sich den Mutterkuchen genau an und warf ihn in den Zuber unter dem Bett.

»So, die Geburt ist vorbei. Jetzt bist du Wöchnerin. Kasia!« Sie schaute sich nach Diabelecs Tochter um. »Melke die Ziege und gib der Mutter Milch! Aufgewärmte Milch! Bei euch gibt's ja nichts, woraus man Brühe kochen könnte.«

Sie wechselte Franciszka die Lappen unter der blutenden Wunde. Dann warf sie einen Blick auf das Kind, das reglos dalag, aber noch lebte, noch atmete.

»Ich weiß, warum es eine Missgeburt ist«, sagte Franciszka.

Die Alte beeilte sich, den Zuber mit der Nachgeburt hinauszubringen.

Als sie zurückkam, lebte das Kind immer noch. Sie bekreuzigte sich und rief das Mädchen.

»Du gehst zum Organisten, verbeugst dich brav und sagst, dass dich Regina Perkowa schickt und um ein Suppenhuhn bittet, aber sie sollen es dir tot machen – ein lebendiges kannst du nicht festhalten, nicht dass du ihm noch durchs Dorf hinterherjagen musst, anstatt es in den Topf zu stecken.«

Kasia nickte und ging.

»Ich weiß es, ich kenne den Grund« sagte Franciszka deutlich. »Das Kind hat einen Wasserkopf, weil man versucht hat, mich zu ertränken.«

»Dich hat man nicht zu ertränken versucht«, antwortete Regina langsam und widerstrebend.

»Doch.«

»Du hast Fieber«, sagte die Alte und legte ihr die Hand auf die Stirn.

»Das Fruchtwasser war so grün wie der Teufelstümpel«, flüsterte die junge Frau noch.

Die Hebamme begann, am Ofen zu hantieren und kramte gleichzeitig in den Taschen ihres Schürzenrockes nach Vorräten.

»Wir brühen Kräuter auf, du trinkst Scharfgarbe, Brennnessel und Lindenblüten mit Holunder, und mit Eichenrinde waschen wir dir die Genitalien. Zu stark blutest du.«

»Weil ich sterben will.«

»Still, Töchterchen. So einfach ist das nicht.«

Franciszka war so schwach, als wäre mit dem Blut alle Lebenskraft aus ihr entschwunden. In der Stube wurde es heiß. Gehorsam trank sie die Milch und danach auch die aufgebrühten Kräuter, der Geruch

reizte ihre Nase. Als sie aber das Huhn sah, das Kasia brachte, wurde ihr übel. Es war, als ob sie die Besinnung verlor oder in einen Schlaf fiel, durch den sie zwar das Gespräch zwischen der Alten und dem Mädchen hörte, aber nicht einmal die Kraft hatte, mit einem Zeh zu wackeln. Das Kind an ihrer Seite bewegte sich nicht und quengelte nicht, aber sie spürte seinen schwachen Atem.

»Nicht schlafen, mach die Augen auf!«, fuhr die Alte sie an. »Schlafen ist verboten, sonst fällst du mir hier in den ewigen Schlaf.«

Die Hebamme wechselte wieder die blutdurchtränkten Stofffetzen unter ihr, und stieß sie dabei absichtlich grob an.

»Lasst mich in Frieden. Ich habe keine Kraft«, flüsterte die junge Mutter.

»Gleich ist die Brühe fertig, die wird dich auf die Beine stellen.«

Ihre energische Stimme irritierte und quälte Franciszka. Sie hätte jetzt alles gegeben für einen Moment Schlaf.

»Ich will keine Brühe. Wie soll ich dem Organisten das Huhn bezahlen?«

»Unsinn redest du!«, schimpfte die Alte, aber gleich darauf wurde sie sanfter und sagte ruhig: »Mach dir darum keine Sorgen. Der Organist steht in meiner Schuld für seine Angelegenheiten.«

Das Fieber stieg. Das Dämmerlicht in der Stube zeigte, dass der Tag sich bereits dem Ende neigte. Das Kind lebte immer noch. Regina Perkowa sah es sich noch einmal genau an, prüfte die Abbindung an der Nabelschnur, betrachtete den Bauchnabel, wischte mit einem nassen Lappen das Kindspech von dem Gesäß des Jungen, wechselte ihm die Wickeltücher. Sie versuchte, Franciszka ihren Sohn anzulegen. Keiner der beiden zeigte Bereitschaft dazu.

Die ständigen Unterbrechungen des Schlafes waren für die Wöchnerin erschöpfender als die Geburt selbst.

»Hier, iss«, sagte die Alte und berührte mit dem Löffel den Mund der Liegenden.

»Ich kann nicht.« Franciszka verzog das Gesicht und hob schwach die Hand, um einen fettigen Tropfen von ihrer Wange zu wischen. »Gebt es Kasia. Soll sie essen, die arme, bei uns gibt es selten solche Leckerbissen.«

»Um die Tochter von Diabelec soll ich mich mehr kümmern als um meine eigene? Und mehr als er selbst?«, fragte Regina zornig, doch gleich darauf ließ sie das Mädchen das Fleisch abknabbern.

Kasia aß leise, verließ die Stube, um ihre Notdurft zu verrichten, kam wieder, ordnete, ohne sich nach den anderen umzusehen, das Heu unter den Decken auf der Schlafbank und fiel in einen tiefen Schlaf, um den ihre junge Stiefmutter sie beneidete.

Die Perkowa saß auf einem Schemel, an Franciszkas Bett gelehnt, und wartete darauf, was die Nacht bringen würde.

»Ist es ein Junge?«, fragte die Wöchnerin.

»Ja, ein Junge.«

»Diabelec wollte ihn Dawidek nennen ...«

»Er kann dir den Dawidek nicht verzeihen.«

»Aber ich habe nicht ... ich habe nie ...«

»Ich weiß. Und er weiß es auch.«

»Mutter ... warum habt ihr mich dem Diabelec gegeben?«

»Um dich zu schützen, Kind.«

»Vor der Sünde? Vor der Schande? Vor dem Gerede der Leute?«

»Vor Dawidek, aber mehr noch vor dir selbst, bevor du etwas Törichtes getan hättest. Weißt du nicht mehr, wie du wegen des Sohns vom Schankwirt den Verstand verloren hast?«

»Aber warum Diabelec?«

»Ich kannte ihn ... einst. Er war freundlich.«

»Habt Ihr ihn ... geliebt? Wie im Märchen?«

»Wie im Märchen? Nein. Noch mehr. Aber was tut das schon zur Sache? Es war uns nicht vergönnt. Er hatte keinen Groschen, kein Land. Meine Brüder verjagten ihn, schlugen ihn, und verheirateten mich mit Perka. Perkas Acker lag nahe bei unserem, ein ganzer Morgen, aber abbekommen habe ich trotzdem nichts, denn seine Verwandten erzwangen eine Überschreibung für sich, und meine Brüder rissen sich auch nicht darum, ihr Land mit mir zu teilen. Wie soll man auch teilen, wenn es nichts zu teilen gibt? Diabelec heiratete schließlich Kunda, er bekam sie zusammen mit dieser Hütte hier. Aber mit den Kindern hatten sie kein Glück, Kasia hat als einzige überlebt. Als ich dich dem Diabelec gegeben habe, war er bereits zweifacher Witwer. Ich hatte nicht viel für dich, und er wollte dich mit dem, was du hattest. Ich dachte, dass es dir mit ihm gut gehen

würde, weil ... in jungen Jahren war er sanft. Sanft in der Liebe.«

Franciszka holte laut Luft.

»Habt Ihr etwa ... habt Ihr etwa mit ihm ...«

»Einerlei«, antwortete Regina mit müder Stimme.

»Ob mit ihm oder nicht. Einerlei.«

»Einerlei«, wiederholte Franciszka leise. »Mit mir war er nämlich gar nicht sanft.«

Stille.

»Sicher wird er sich wieder erregen, wenn er zurückkommt und das Kind sieht.«

»So schnell kommt er nicht zurück. In die Schänke geht er, um seinen Kummer zu ersaufen, dem einen oder anderen die Fresse einzuschlagen und kehrt dann gesünder zurück und um ein paar Groschen leichter. Ruh dich ein wenig aus.«

»Gebt mir zu trinken.«

»Oh, dein Fieber ist gestiegen.«

»Mutter ... ist das wahr? Das mit dem Ertränken?«

Stille.

»Mutter ... ist es möglich, dass ich mich daran erinnern kann?«

»Es zählt nicht, ob du dich erinnern kannst, sondern ob du willst.«

»Wie war es nun? Sagt es mir. Vielleicht sterbe ich bald. Lasst es mich wissen.«

Stille. Regina Perkowa seufzte schwer.

»Du hast Fieber.«

Stunde um Stunde verging. Franciszka hörte auf zu bluten, aber mit dem heißen Atem entschwand auch ihre Lebenskraft. Schüttelfrost befahl sie, von ihren Füßen her stieg Kälte herauf.

Die Alte schien an den Bettrand gelehnt zu schlafen, sie atmete leise. Plötzlich sprang sie ohne Ankündigung und ohne einen Laut von ihrem Schemel auf, ohne ein Knarren, und sie knickte, als wäre sie nicht sie selbst, sondern eine große Dame, und sie verbeugte sich tief zur Wand hin, wo es am dunkelsten war, wo der Glanz von der Schneenacht nicht hingelangte.

»Seid gegrüßt, Eurer Gnaden«, sprach die Alte leise.

Es kam keine Antwort und da verstand Franciszka, dass sie wohl träumte, dass ihre Mutter vornehm mit der Wand sprach.

»Um dieses eine Leben bitte ich, Eurer Gnaden. Um Euren Segen bitte ich.«

Stille in der Dunkelheit, Dunkelheit in der Stille ... Und nur die Stimme der Mutter:

»Welches? Nehmt Euch das kleinere Leben, Eure Gnaden. Ich bitte um meine Franciszka.«

Franciszka starrte ins Dunkel. Sie strengte ihre Augen so an, dass sie schmerzten, und in dieser reglosen Dunkelheit ... sah sie plötzlich. Für einen einzigen Augenblick. Aber dieser Nachtmahr verschwand gleich durch eine Bewegung der Perkowa, denn sie knickte wieder und verneigte sich noch einmal mit großer Ehrfurcht. Dann öffnete sie die Tür und hielt sie einen Moment fest. Ein kalter Luftzug drang in die Stube, Franciszka wurde von einem letzten starken Schauer geschüttelt und dann war es ... als hätte jemand seine eisige Hand auf ihre Stirn gelegt und das Fieber fortgenommen ... Regina schloss die Tür und trat leise an ihr Bett. Sie berührte den Kopf des Kindes und seufzte.

»Nun, es ist vorbei. Es atmet nicht mehr«, sagte sie zu sich selbst und nahm das Bündel mit einer langsamen Bewegung an sich, bekreuzigte sich und legte es auf den Leimboden unter das Bett.

»Mutter ... mit wem habt Ihr gesprochen?«, fragte Franciszka mit veränderter Stimme.

»Hast du das gehört? Nun, mit dem Tod«, antwortete die Alte schlicht.

»Seltsame Bekanntschaften habt Ihr.«

»Ungewöhnliche, ja«, bestätigte sie. »Aber erzähle es niemandem, selbst wenn sie dich teeren und federn sollten.«

»So wie die Urgroßmutter Eurer Urgroßmutter?«, wagte Franciszka zu fragen.

»Ganz recht. Sie hieß genau wie ich, Regina Perkowa. Die Herrin vom Gut hatte sie der Hexerei beschuldigt, und zusammen mit ihr Regina Biała, Kubalina, Kozubka, Salina, die Kantorsfrau und die Schustersfrau, dass sie von den Kühen auf dem Gut Milch genommen hätten. Es gab ein Gericht. Das war im Jahre sechzehnhundertachtundneunzig. Sie tauchten sie in den Teufelstümpel, dann in Teer und federten sie und jagten sie durchs Dorf. Man erlaubte ihnen zurückzukehren, denn schließlich musste die Strafe bezahlt werden. Sie haben überlebt. Weil die Gutsherrin eine gute Christin war und ihnen verzieh. Wären sie unschuldig gewesen, wären

sie ja ertrunken«, und hier prustete sie, wie immer an dieser Stelle.

Franciszka hatte die Worte dieses düsteren Märchens vielleicht schon tausendmal gehört, denn die Mutter hatte es ihr und ihrer Schwester an langen Winterabenden erzählt, wenn sie einmal zu Hause war. Die Geschichte gab ihr das Gefühl von Geborgenheit, denn sie bedeutete einen Abend, an dem die Mutter bei ihnen war. Doch sie war öfter nicht zu Haus. In Jadowniki wurden viele Kinder geboren.

»Dann erzählt es mir jetzt«, bat die junge Frau. »Denn Ihr wisst, warum mein Kindlein gestorben ist, warum es Wasser im Kopf hatte. Das kommt, weil man versucht hat, mich zu ertränken.«

»Dich hat man nicht zu ertränken versucht.«

»Ich erinnere mich an grünes Wasser. Ich weiß nur nicht, wann das passiert ist.«

»Nun gut, du sollst es wissen. Das geschah, als du noch im Schoße deiner Mutter warst. Aber das war nicht mein Schoß.«

Bei diesen Worten spürte Franciszka einen stechenden Schmerz durch ihr Herz fahren, aber sie rührte sich nicht, denn sie fürchtete, mit lauterem Atmen dabei zu stören, dass das Geheimnis endlich

ans Licht kam, das es sich befreite, geboren wurde, und sei es unter Schmerzen. Regina Perkowa sprach:

»Es begann damit, dass entgegen jeder göttlichen Ordnung mir alle Kinder mit Perka und schließlich der alte Perka selbst wegstarben, vorher war er lange krank gewesen. Es war das Jahr achtzehnhundertsiebenundsechzig, und ich war siebenunddreißig Jahre alt. Ich wurde Witwe, mit einem Bauch. Die Leute glaubten nicht, dass es Perkas Kind war. Die Weiber im Dorf verbündeten sich gegen mich, tratschten, machten mich schlecht, weil jede von ihnen fürchtete, dass ihr Kerl mich geschwängert habe ... sie fanden mich anstößig und sie wollten mich bestrafen, vielleicht aus purem Zorn. Da war niemand, der mich hätte beschützen können. Da fiel ihnen ein, dass ich Regina Perkowa bin, wie meine Ururgroßmutter. Allein der Name bedeutete schon, eine Hexe zu sein, eine, die die Kerle in ihren Bann zieht. Das ganze Dorf war in Aufruhr.

Dabei musste ich die Kerle gar nicht verhexen, von selbst kamen sie wie die Bienen zur Blüte. Dem Pfarrer sagte jemand, es sei unklar, wessen Kind ich trage, dass das halbe Dorf seine Finger im Spiel habe ... Der Pfarrer war jung, ganz neu und un-

erfahren, und wusste nicht, was die Wahrheit war. Der alte Pfarrer Borkowski kannte mich von klein auf, aber was half mir das, jetzt war ihm das egal, er war in eine neue Gemeinde hinter Bochnia gezogen und wollte mir nicht helfen, weil er einen seltsamen Ekel vor Hexen hatte seit der Sache mit Kaśka Niedźwiedzionka vier Jahre zuvor.

Es war Frühling. Die Störche kamen. Ich gebar Hanka und war mit ihr allein in meiner Schwäche. Da war nicht einmal jemand, der sie hätte zur Taufe bringen können. Ich konnte kaum aufstehen, hatte gerade so viel Kraft, Wasser aus dem Brunnen zu holen, um mir etwas zu kochen, da kamen sie, ergriffen mich am Brunnen, banden mich an eine Erle am neuen Friedhof, und lachten und schimpften mich eine Hexe. Ich stand dort und stand, lange stand ich dort, meine Brüste drohten vor Schmerz zu platzen, mein Hemd war schon von der Muttermilch nass, und sie glotzten auf meine Brüste und sperrten die Mäuler auf. Sie alle, das ganze Dorf, hielten Gericht über mich, und zwar ohne ein wahres Gericht, und auch über das Küchenmädchen Rozalka vom Gutshaus, die ebenfalls guter Hoffnung war, nur dass sie nicht vom halben Dorf besucht wurde, sondern nur

von einem, einem wichtigen, denn es war der Herr vom Gut selbst.

Die alte Herrin, die Mutter des gnädigen Herrn, redete wirres Zeug zu uns. So eine große Dame und so dumm. Kaum hatte sie ihren Sohn reich verheiratet, da war ihm schon das Küchenmädchen lieber, und dafür sollte das Küchenmädchen bezahlen.

Der Herr war an diesem Tag nicht im Dorf, zusammen mit dem Vogt war er fortgeritten in einer Sache des Gutsbesitzers, bei dem er pachtete, und der Pfarrer war in Wojnicz. An diesem Tag herrschte Rechtlosigkeit, als wären alle Dorfräte verschwunden. Die Leute machten, was sie wollten. Sie wälzten uns in Schlamm, zum Spott allein, zur Schande ... und froh sein sollten wir, dass es kein Teer war. Durch das Dorf jagten sie uns, geradezu in den Teufelstümpel ... Es war Frühling, es war grün ... Das Wasser des Tümpels war mit Wasserlinien bedeckt, von Kalmus umgeben ... Ich bekam einen Krampf, sank auf den Grund ... aber die Rösche füllten sich mit Wasser und ich wurde wieder aufgetrieben. Ich wusste nicht, was weiter, es war so viel Wut in ihnen und so viel Schadenfreude ... Aber der Herr kam angeritten und sagte den Leuten, dass das

kein Mittelalter mehr sei und sich solche Gerichte nicht mehr gehörten und auch nicht, an Hexen zu glauben. Das eine sei, sittenlose Weiber auf ihren Platz zu verweisen ... um die Moral und die Sitten in der Bevölkerung zu heben, etwas anderes seien aber Selbstjustiz und Mord, denn das sei kriminell.

Mit mir war die Sache beendet, ich keuchte am Ufer, klapperte mit den Zähnen. Aber Rozalka war nicht hochgekommen, sicher hatte sie der Bauch tiefer hinuntergezogen ... Die Leute standen da, schauten ... Keiner wollte ins Wasser gehen, sie hatten Angst vor dem Teufelstümpel. Sie beschlossen, die Ertrunkene später herauszuziehen, wenn sie oben schwimmt ... und gingen auseinander, jeder an seine Arbeit. Und dem Herrn sagten sie, dass da keiner die Hand im Spiel hatte, dass Rozalka den Verstand verloren habe und ins Wasser geflohen sei.

Kraftlos lag ich am Ufer und wusste selbst nicht, ob ich beten und dem Herrgott danken sollte, dass er mein Leben gerettet hatte, oder ob ich Gottes Strafe auf diese herzlosen, verlogenen Menschen herabflehen sollte, auf diesen jungen und höhnischen Mann, der sich um die Sittsamkeit des Volkes sorgte, und den Küchenmädchen Bäuche machte.

Und da tauchte Rozalka auf, hielt sich an den Kal-  
musstengeln fest. Sie gebar. Sie hatte sich so lange  
unter Wasser versteckt, war nur im Schilf hochge-  
kommen, um zu atmen, bis sie Stille vernahm, al-  
les, um ihr Kind vor der menschlichen Missgunst  
zu retten. Und es kam so, dass ich dieses Kind im  
Wasser des Teufelstümpels auf die Welt holte, weit  
weg von den Blicken der Menschen, und dann setzte  
ich mich ins Gebüsch und stillte es mit meiner eige-  
nen Muttermilch, um meinen schmerzenden Brüs-  
ten Linderung zu verschaffen. Dieses Kind bist du.

Und als Rozalka starb und in das Schilf hinab-  
glitt, war eine solche Stille, als hätten uns all jene  
einst hier ins Wasser geworfene Hexen von der Welt  
abgeschottet. Und in dieser Stille sah ich den Tod  
zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht, und  
Seine Gnaden hatte ein gutes Wort für mich, ein  
Versprechen, Seinen Segen.

Ein Leben gegen ein Leben – nur ein einziges Mal  
durfte ich bitten. Die Jahre vergingen, und ich habe  
diese Gabe nie genutzt. Dieses Geschenk des Todes.  
Und nun hat es dich getroffen, Franciszka.

## Oben hui, unten pfui

**D**as Kind wurde begraben, sie selbst wusste  
nicht wo, Bogusz Diabelec kümmerte sich da-  
rum.

Alles kehrte zur Normalität zurück, doch Franci-  
szka kam nicht zurecht.

Weder mit ihrer Trauer, die mit jedem Tag zu-  
nahm, noch mit ihrer bleiernen Schwäche, von der  
ihr schwindlig wurde bei jedem Eimer Wasser, den  
sie trug, jedes Mal, wenn sie sich bückte und bei  
jeder noch so kargen Mahlzeit. Wie zum Trotze  
kam nun noch viel zu spät und unnötigerweise die  
Muttermilch und verstärkte den Schmerz und die  
Traurigkeit.

Diabelec knurrte sie allerhöchstens an, wenn er  
zu Hause war – doch war er jetzt kaum da, hatte die  
Stellung auf dem Gutshof bekommen und krallte  
sich daran fest. Pferde waren seine große Liebe.

Nach Hause kam er nur zur Nacht und das auch nicht immer. Seine Frau konnte nicht auf ihn zählen, denn weder half er ihr bei der schweren Arbeit, noch sorgte er für ihre Ernährung und die seiner Tochter aus erster Ehe. Selbst wenn er etwas Geld verdiente, gab er es in der Schänke aus.

Die Mutter schaute nur selten bei Franciszka vorbei, denn sie hatte im Dorf mit den vielen Geburten zu tun. Sie brachte der jungen Frau Kohl für die schmerzenden Brüste und manchmal etwas Essen, das sie von den Leuten erhalten hatte: mal ein frisches Brot, mal ein Stück Wurst, mal Kischke, und schließlich auch Butter – darüber freute sich Kasia am meisten.

Noch nicht einmal drei Wochen plagte Franciszka sich im Wochenbett, als in der Morgendämmerung die Perkowa in die Stube platzte und der verschlafenen jungen Frau mit lauter Stimme mitteilte:

»Steh auf und zieh dich an, das Beste, was du hast – und das sauberste.«

»Was ist passiert?«, wunderte sich die junge Frau.

»Ich wurde ins Gutshaus gerufen!«, antwortete die Hebamme scheinbar gleichgültig, aber innerlich war sie voller Stolz.

»Hat die gnädige Frau wieder Steine?«, fragte Kasia, die diese Steine sehr beschäftigten.

»Nein. In einer anderen Sache. Und dafür bist du mir nützlich«, sagte die Perkowa zu ihrer Tochter.

»Ich?«, fragte Franciszka verstört. »Zum Gutshaus? Da gehe ich nicht hin«, weigerte sie sich.

»Rede keinen Unsinn, ich habe es eilig!«

»Wenn Diabelec mich dort sieht, wird er mir sogar vor von Leuten aufs Maul geben«, sagte sie leise.

Die Perkowa überlegte und gab ihr innerlich womöglich recht, denn sie erwiderte:

»Wir machen es anders. Ich weiß schon wie. Ich gehe allein, denn die Sache ist eilig, und du wäschst dich inzwischen, kleidest dich angemessen ... bindest dir das beste Tuch um den Kopf und bringst mir das hier.« Sie gab ihr ein Säckchen aus ihrem Bündel. »Du wirst in der Küche vorstellig und sagst: ‚Meine Mutter Regina Perkowa hat das hier vergessen‘, und ich sage, dass du meine Gehilfin bist und mir Beistand leisten wirst.«

»Ich? Gehilfin? Beistand leisten?« Franciszka konnte sich das nicht vorstellen.

»Wenn du Seine Gnaden, den Tod, sehen kannst, bleibt nur, dich zur Hebamme zu machen. Auch ich werde seit der Zeit, da der Tod mir seinen Segen gab, zu Geburten gerufen. Dabei wusste niemand, was dort passiert ist, doch in mir war etwas, was die Menschen erspürten. Ich habe mir alles selbst beigebracht. Aber genug geredet, ich gehe nun, und du tu, wie ich gesagt habe, sauber sollst du sein und würdig gekleidet.«

»Mutter, gehe ich etwa auf eine Hochzeit? Wozu soll ich das tun? Ihr seid ...« Sie hielt inne, erschrocken von ihrer eigenen Forschheit. »Ihr habt Euch nicht zurechtgemacht.«

»Und recht so. Ich muss nicht. Jetzt ist es sogar vonnöten, dass ich Lumpen trage. Da sieht man gleich, dass ich ein altes Weib bin und das Recht habe, meine Hebammeninstrumente überall liegen zu lassen. Vor lauter Sklerose. Und du bringst sie mir. Da kann Diabelec nichts machen.«

Nach diesen Worten schickte sich die Perkowa an, zu gehen.

»Werde ich lange fort sein? Was ist mit Kasia?«

»Sie soll zu Tante Maryśka Kasprowa Okasowa gehen. Das ist doch ihre Taufpatin. Dort soll sie so

lange bleiben wie nötig. Hörst du, Kasia? Geh, denn hier wird es leer und kalt sein.«

»Und wasch dir die Brüste mit warmem Wasser«, ermahnte die Alte Franciszka im Gehen. »Wie frische Äpfelchen sollen sie duften.«

Als auch Kasia gegangen war, tat Franciszka, wie ihr die Mutter geheißen. Sie wusch sich und genoss es, dass niemand schimpfte, weil sie Holz zum Aufwärmen von Wasser verbrauchte. Sie flocht ihren Zopf sorgfältig, band ihn zu einem Knoten und steckte ihn mit Haarspangen fest. Dann zog sie das einzige neue Hemd an, das sie als Mitgift bekommen hatte, und darüber einen Kaftan und drei Röcke, ganz oben den saubersten aus der Truhe. Sie umwickelte ihre Füße mit Fußlappen und schob sie in die alten Schuhe. Über den Rücken warf sie sich ein dickes kariertes Wolltuch, dessen Enden sie über Kreuz unter den Rock steckte. Zum Schluss holte sie mit großer Ehrfurcht das Tybetka-Tuch mit den großen roten Blumen heraus. Diabelec hatte es ihr geschenkt, als er ihr den Hof gemacht hatte, und sie hatte es bei der Heirat getragen. Sie band es sich um den Kopf und fühlte sich wie neu geboren, als würde die Trauer sie bereits verlassen – zu früh viel-

leicht, denn es war noch vor dem Muttersegen, aber was tat das schon zur Sache. Ihre Seele fühlte sich, als würde der Frühling bereits nahen.

Ohne hineinzuschauen, nahm sie das Säckchen der Mutter und machte sich auf den Weg.

Sie dachte nicht an Diabelec und was passieren würde, wenn sie ihm begegnen würde. Sie dachte an gar nichts und das tat ihr gut. Bei jedem Schritt spürte sie ein Drücken im Bauch, aber sie lief, denn sie hatte gelernt, der Mutter zu gehorchen. Was tat es zu Sache, dass sie nicht ihre leibliche Mutter war? Sie hatte diese Worte zuweilen von den Leuten gehört, aber lange nicht verstanden. Und seit sie verstand, ließ sie nicht zu, dass sich etwas an dem änderte, was die Mutter ihr bedeutete.

Die Wintersonne ging auf, das Dorf erwachte. Die Leute kamen aus ihren Bauernhäusern und kümmerten sich um ihre Angelegenheiten, oder auch um ihre Notdurft zu verrichten, denn meistens verschwanden sie hinter Scheunen und Abseiten. Die Hunde schauten sich nach ihr um, bellten aber nicht, schließlich kannten sie Franciszka. Sie lief den vereisten Weg hinunter, langsam und vorsichtig, denn er war voller Eisschollen. Die Schmerzen im

Unterbauch wurden stärker. Ohne von jemandem angesprochen zu werden, ging sie am Friedhof vorbei, an der Kirche, über den Ziegenberg und betrat die Landstraße. Sie atmete tief ein. Das Himmelblau bereitete ihr eine Freude, als würde sie es zum ersten Mal sehen. Die Sonne gab ihr Kraft, obwohl sie noch nicht wärmte. Ihr Atem gefror beinahe in der Luft, und bei jedem größeren Schritt drang die Kälte von unten unter die Röcke und zwickte ihr in die nackten Schenkel. Ihre eisigen Hände versuchte sie in den Falten des Wolltuchs zu wärmen. Mit jedem Schritt wurde ihr wärmer, der Kreislauf kam in Schwung. Einen Moment blieb sie am Flurkreuz am Wege stehen, betete, atmete durch und da verspürte sie Neugier, wer wohl heute im Gutshaus gebar. Von dieser Neugier geleitet lief sie weiter über den knirschenden und glänzenden Schnee. So kam sie zur Schänke, ließ sie schnell hinter sich, etwas erschrocken, denn es schien ihr, als hätte sie hinter einer Ecke Dawidek, den Sohn des Wirtes, gesehen. Schließlich gelangte sie zum Gutshof. Herrlich kamen ihr die im Viereck angeordneten Gebäude vor. Hier waren selbst auf den Wirtschaftsgebäuden die Strohdächer gleichmäßig. Überall war Schnee ge-

fegt, die Schneehalden rahmten die Alleen. Und sie lief die große Allee entlang, leuchtete mit den roten Blumen auf dem Tybetka-Tuch.

Es war das erste Mal, dass sie so nah an das Gutshaus heranging. Als sich die Stalltüre öffneten, schlug ihr Herz schneller, aber es war nicht Diabelec, sondern nur ein junger Mann, der sie flüchtig ansah und weiterlief. Sie kam zum Kucheneingang, als dieser gerade geöffnet wurde. Jemand trat langsam heraus, und jemand anderes rief, sie mögen die Tür schnell schließen, weil bittere Kälte ins Innere drang. Franciszka war so benommen von der Vorstellung, was gleich passieren sollte, dass sie beim Eintreten in die neugierigen Gesichter der Bedienteten schaute, sie aber eigentlich nicht sah. Sie stand fast noch auf der Schwelle, suchte nach Worten und nach Mut. Von ihren Schuhen begann es zu tropfen und plötzlich schlug ihr Hitze entgegen und mit dieser Hitze erfasste sie eine solche Schwäche, dass sie sich gegen die Tür stützen musste, womit sie diese zuklappte und sich den Rückweg versperrte.

»Was ist, was willst du?«, knurrte schließlich eine dicke Frau in einer großen Schürze und mit hochge-

krempeelten Ärmeln, die mitten in der Küchenstube ein Huhn rupfte.

»Meine Mutter, Regina Perkowa, hat das hier vergessen«, sagte Franciszka schließlich mit so viel Heiserkeit und Trockenheit in der Kehle, dass sie sich selbst kaum hören konnte.

»Jetzt rede wie ein Mensch, sag, was willst du!«, rief die Köchin wütend.

»Meine Mutter, Regina Perkowa, hat das hier vergessen«, wiederholte die junge Frau und wäre vor Scham am liebsten im Erdboden versunken, dann zog sie unter dem Kaftan den Beutel der Mutter hervor.

»Ja, die Perkowa ist hier«, keuchte die Köchin unzufrieden. »Und du bist die Tochter, Hanka Perconka?«

»Nein, Hanka hat den Dadej auf dem Bocheniec geheiratet«, flüsterte die Gefragte und spürte, wie ihr der Schweiß über den Rücken rann, denn eine solche Hitze war sie weder in der Stube noch in der Küche gewöhnt.

»Franciszka bin ich.«

»Ach, die Diabelcowa.« Die Köchin nickte. »Na, dann geht hin zu ihr. Ihr müsst allein gehen, ist kei-

ner da, der Euch den Weg zeigen kann, denn beim Fräulein ist ein mächtiger Trubel.«

»Beim Fräulein?«, wunderte sich Franciszka.

»Habt Ihr doch gehört. Geht durch diese Tür, dann über die Treppe nach oben.«

»Über die Treppe?«, wiederholte sie dumpf.

»Großer Gott! Es muss wohl wahr sein, was die Leute reden, dass sie nicht wissen, wessen Kind Ihr seid, denn weder der Perka war ein dummer Kerl, noch fehlt es der Perkowa an Verstand, Ihr aber seid so ein Trottel, pass bloß auf, sonst fress' ich dich!«, sagte die Köchin und lachte schallend, stemmte die Arme in die Hüften, dass die Hühnerfedern aufstoben. »Rede ich undeutlich? Habt Ihr noch nie eine Treppe gesehen, dass Ihr euch so anstellt? Das sind Bretter, die nach oben laufen! Na los, über die Treppe und nach links. Ihr wisst wohl, welche die linke Hand ist? Wenn Ihr es nicht wisst, klopft an die Tür neben dem Bild mit der Heiligen Tekla an der Wand! Nicht mit Barbara verwechseln!«

Die gedemütigte Franciszka verließ erleichtert die Küche, doch die Angst, dass sie der Mutter Schande bereitet hatte, saß ihr in den Knochen.

Vorsichtig trat sie auf, um mit den Schuhen nicht den schönen Holzfußboden zu verschmutzen, im Gehen betrachtete sie die Herrlichkeit des Gutshauses. Beinahe andächtig bestieg sie die knarrende Treppe, die ein Geländer hatte. Oben herrschte Dunkelheit, zu sehen waren nur die Umrisse von zwei Türen, und zwei Gemälde hingen auf beiden Seiten, war das die Heilige Tekla, oder Barbara? Tekla würde gewiss wie in der Kapelle ein Buch in der Hand halten, und Barbara ein Schwert, aber im Halbdunkel war es nicht genau zu sehen. Sie wurde aus ihren Gedanken gerissen von einem Geräusch hinter der Tür, das sie sofort erkannte. So schreien konnte nur eine gebärende Frau, und Franciszka ging einfach in diese Richtung. Sie klopfte leise, dann noch einmal, ohne zu wissen, ob sie das Richtige tat, denn sie klopfte zum ersten Mal im Leben an eine Tür.

Niemand öffnete, sie musste allen Mut zusammennehmen und schob schließlich selbst die weiße Tür auf, in der sie stehenblieb, und aus dem Halbdunkel des Zimmers sahen sie viele Frauen gleichzeitig unfreundlich an.

»Da bist du ja«, murmelte Regina Perkowa. »Du bringst mir meine Instrumente? Na, Gott sei Dank«,

fasste sie Franciszkas eifriges Nicken zusammen.  
»Schließ die Tür und komm hierher.«

Die junge Frau wäre am liebsten weggelaufen. Im Zimmer war es stickig, die verhängten Fenster verstärkten diesen Eindruck. Wie im Traum sah sie die Bediensteten in schwarz und weiß gekleidet, vor ihren Augen huschte das verzerrte Gesicht einer Frau vorbei, die eine elegante Bluse trug, dann erreichte sie schließlich die Mutter, die am Fußende des Bettes stand und ihre abgearbeiteten Hände auf die ornamentalen Verzierungen aus dünnen, weiß bemalten Metalldrähten stützte.

»Stell dich hier hin«, befahl sie der Tochter, griff ohne zu zögern nach dem Säcklein und begann, verschiedene Gegenstände und kleinere Säckchen herauszuholen, und breitete alles auf einen kleinen Tisch an der Wand aus. Dann dirigierte sie die übrigen Frauen, eine schickte sie in die Küche nach kochendem Wasser, die zweite den Nachttopf zu leeren, die dritte nach etwas anderem, und so befehligte sie alle, bis sie schließlich mit der eleganten Frau allein blieben, die ironisch fragte:

»Schickt Ihr mich auch etwas holen? Ihr befehligt meine Dienerschaft, ohne zu fragen, als wäret Ihr hier die Herrin.«

»Ist dafür denn Zeit, gnädige Frau? Ihr habt mich doch nicht zum Fragenstellen rufen lassen«, antwortete darauf die Hebamme ohne Verlegenheit.

»Und dann holt Ihr mir noch fremde Mädchen her, Perkowa. Ich hatte um Diskretion gebeten. Habt Ihr mich nicht verstanden?« Der Ton der Frau war vor allem kalt und überheblich.

»Den Worten der gnädigen Frau habe ich Folge geleistet. Das Mädchen eignet sich als Amme, sollte eine Amme gebraucht werden. Vor kurzem hat sie ein Kind geboren, aber es ist gestorben. Sie hat noch gute Milch in den Brüsten, ist nützlich und still. Und das Wichtigste ist, dass man im Dorf keine Amme suchen und niemanden wird einweihen müssen. Das ist meine Tochter Franciszka, die mir Beistand leisten wird, denn sie lernt das Hebammenhandwerk.«

»Hier? Am Fräulein wird niemand lernen!«, sagte die Gutsherrin zornig. »Und dann noch im Dorf herumersählen!«

Ein Stöhnen unterbrach sie. Franciszka schaute erst jetzt, wer dort im Bett lag, zuvor war die Per-

son verborgen unter dem Federbett und in den Spitzenkissen, und die dunklen Vorhänge machten eine nähere Betrachtung unmöglich. Die Frau spannte ihren Körper an und jammerte immer lauter, bis es schließlich wieder still wurde.

»Jetzt ist es schwächer geworden«, sagte die Perkowa nur und legte weiter ihre Säckchen auf den Tisch.

Die Gutsherrin stand auf, ging ärgerlich mit schnellen Schritten zu Franciszka und musterte sie.

»Knöpft Euren Kaftan auf und zeigt die Brüste!«, befahl sie. »Ich will wissen, ob das ein Betrug ist, um hier eine fremde Person einzuführen und meine Familie zu kompromittieren mit Gerede und Verleumdung. Wenn Milch da ist, könnt Ihr bleiben.«

Franciszka blickte die Mutter an, und die nickte. Da wickelte sie sich aus dem großen karierten Tuch, zum Glück, denn ihr war inzwischen sehr heiß in diesem stickigen Zimmer. Langsam, mit zitternden Händen öffnete sie die Haken an ihrem Kaftan und schob ihn von den Schultern, dann knöpfte sie ihr Hemd auf und war halbnackt.

Die Gutsherrin trat heran und schaute aufmerksam, so dass die junge Frau stark errötete, denn

noch nie hatte sie jemand so gesehen, und schließlich fasste sie selbst Mut, ihren Körper zu betrachten – als sähe sie ihn zum ersten Mal.

»Es riecht nach Milch, aber es ist keine zu sehen«, sagte die Herrin schließlich.

»Wenn das Kind da ist, fließt auch die Milch«, versicherte ihr die Perkowa.

»Wie alt ist sie? Ist sie nicht schwachsinnig?«

»Achtzehn im Frühjahr«, antwortete die alte Hebamme. »Sie war nie schwachsinnig.«

»Und ist sie eine anständige Person?« Plötzlich hob sie den Blick auf Franciszkas überrotes Gesicht.

»Eine verheiratete Frau mit Moral«, sagte Regina, wobei sie die Worte sorgfältig wählte, doch die gnädige Frau nahm sie als Kränkung, was ihr angespannter Blick in Richtung Bett und der darin Liegenden verriet.

»Wird sie es nicht ihrem Mann erzählen? Wird es sich nicht im Dorf herumsprechen?«, seufzte die Gutsherrin mutlos.

»Ihr Mann, Bogusław Diabelec, arbeitet bei den Pferden des gnädigen Herrn«, erklärte die Hebamme und verbarg ihre Freude, denn sie wusste bereits, dass sich alles nach ihrem Sinne fügen würde.

Es klopfte an der Tür und die Zimmermädchen kamen mit heißem Wasser in einem Krug, mit einer Schüssel, dem sauberen Nachtopf und mit sauberen Handtüchern herein, und alle starrten neugierig auf die nackten Brüste von Franciszka, die sich schließlich besann und eilig anzog.

»Hier ist der Tee«, eines der Zimmermädchen machte einen Knicks und stellte ein Tablett auf das Tischlein am Bett.

»Geht jetzt.« Die Gutsherrin schickte die Bedienteten mit einer Handbewegung hinaus.

Aus dem Bettzeug wühlte sich die Gebärende hervor.

»Mama?«, sagte sie bittend. »Ich würde so gern Tee mit Sahne trinken, gut gesüßt!«

Es war Fräulein Albina in einem Spitzenhemd, sie saß auf dem Bett, anders als sonst, geschwollen und blass, so zerzaust, dass sie nicht wiederzuerkennen war. Franciszka hatte sie oft in der Kirche gesehen, bildschön war sie. Großaufregend, der Mutter ähnlich, mit wallenden Locken, die unter dem Hut hervorquollen, nicht so wie jetzt. Die gnädige Frau reichte ihr wortlos eine Tasse, das Fräulein nahm sie mit ihren schlanken Fingern am Henkel

und trank gierig. Neugierig blickte sie Franciszka an und gähnte.

»Dauert das noch lange?«, fragte sie. Sie war launisch wie ein Kind. Die Gutsherrin sah sie vorwurfsvoll an und unter diesem Blick verstummte das Fräulein, senkte selbst den Blick, gab der Mutter die Tasse zurück und ließ sich wieder in das Federbett fallen.

Es gab noch ein paar freie Stühle in dem Zimmer, aber Franciszka traute sich nicht, sich ohne Aufforderung zu setzen. Sie stand weiter am Fußende des Bettes, und die Zeit wurde ihr schrecklich lang. Mit kurzen, ängstlichen Blicken überflog sie das Zimmer des Fräuleins – die bestickte Bettwäsche, die Gemälde an der Wand – sie wollte vermeiden, mit allzu viel Kühnheit die gnädige Frau wütend zu machen. Doch die Zeit zwischen den Wehklagen wurde immer kürzer, und das Jammern immer stärker.

»Fräulein, ich muss Euch jetzt untersuchen, es ist höchste Zeit«, sagte Regina Perkowa.

»Ich will nicht, nicht jetzt«, protestierte das Fräulein unter dem Federbett jammernd.

»Aber das ist doch zum Wohl des Kindes«, erklärte die Hebamme, so ruhig und geduldig, wie sie konnte.

»Das ist das Kind.« Die gnädige Frau zeigte mit ihrem langen Finger auf ihre Tochter. »Ihr Wohl zählt hier. Wenn sie jetzt nicht will, dann untersucht sie nicht mit Gewalt.«

Die Hebamme sagte dazu nichts, schüttelte nur den Kopf. Und wieder wurde Franciszka die Zeit lang. Ihre Beine schmerzten, im Bauch zog es, sie hatte Durst, vor allem aber wollte sie sich setzen.

Nach dem vielleicht fünften, vielleicht sechsten, oder zehnten Stöhnen begann die Alte wieder:

»Ich muss Euch untersuchen, Fräulein.«

»Ich will nicht«, quietschte Albina unter den Decken.

»Ihr habt es gehört«, unterstützte die Gutsherrin ihre Tochter.

»Aber, gnädige Frau, wenn etwas Schlimmes passiert, dann werdet Ihr mich dafür bestrafen.«

Das lange Schweigen der Gutsherrin deutete darauf hin, dass es ihr entgegenkäme, wenn das Kind die Geburt nicht überleben würde. Regina verstand

das sofort, schüttelte wieder den Kopf und fügte hinzu:

»Ich meine, wenn unserem Fräulein etwas Schlimmes passiert.«

Die gnädige Frau sog pfeifend Luft ein, stand verärgert auf und trat an das Bett ihrer Tochter.

»Die Hebamme muss dich untersuchen, jeglicher Widerstand ist zwecklos.«

»Aber sie hat ekelhafte und grobe Finger! Ich mag es nicht, wenn so jemand mich unsanft berührt, lieber wäre mir ...«, sie verstummte, war plötzlich erschrocken.

»Ja«, sagte die gnädige Frau und ließ jetzt die Luft heraus, »wir wissen bereits, dass das Fräulein vor ein paar Monaten diese Zärtlichkeiten zu kosten liebte. Möge sie jetzt schweigen und uns Einzelheiten ersparen.«

»Die Junge soll mich untersuchen, die ihr beisteht«, stritt das Fräulein weiter. »Mama soll nur schauen, ob sie schöne Hände hat«, maulte sie und begann wieder zu stöhnen.

»Wascht Euch«, entschied die Gutsherrin und zeigte mit der Hand auf die Schüssel, die auf den Waschtisch gestellt worden war, wonach sie Fran-

ciszka ungeduldig zu dem Möbel schubste, ihr ein duftendes Stück Seife in die Hand drückte und aus dem Krug Wasser über die Hände zu gießen begann. Es war kochend heiß. Franciszka presste die Lippen zusammen, die glitschige Seife rutschte ihr aus der Hand und verschwand im Wasser, mit Mühe angelte sie das Stück heraus, wusch sich unter dem strengen Blick der gnädigen Frau die Hände und trocknete sie dann mit einem Handtuch ab, das ihr hingeschoben wurde. Regina betrachtete das alles mit heimlicher Genugtuung.

Mit einer schnellen Bewegung schlug die gnädige Frau das Federbett ihrer Tochter zurück und verdeckte damit deren Gesicht vollständig.

»Untersuche den Bauch mit den Händen«, wurde Franciszka leise von ihrer Mutter angeleitet, die sie mit einem Blick warnte, auf keinen Fall zu zeigen, dass sie dies zum ersten Mal tat. »Ertaste, wo der Rücken ist, wo die Beine, wo das Köpfchen.« Ängstlich legte Franciszka ihre Hände auf den mit dem bestickten Hemd bedeckten Bauch des Fräuleins und spürte einen Moment lang die ihr von sich selbst so gut bekannten kleinen Bewegungen der Füßchen an der Seite und die Auswölbung vom Gesäß oben.

Nun stöhnte Fräulein Albina wieder und der Bauch spannte sich an, er wurde richtiggehend spitz, und gab dann unter ihren Händen wieder nach, und da spürte sie auf der linken Seite der Niederkommen den unter der Hand die deutliche Bewegung, wie sich der kleine Rücken zur Seite schob.

Regina schaute der Untersuchung sehr aufmerksam zu, mit geübtem Auge nahm sie all das wahr, auch ohne den Bauch zu berühren.

»Ist das Köpfchen nach unten gerichtet?«, flüsterte sie.

Zögernd legte die junge Frau die Hand auf den Unterbauch des Fräuleins und versuchte die Kugelform zu erspüren, wonach sie der Mutter zunickte.

»Gut«, sagte Regina Perkowa und zeigte der Tochter mit Gesten beider Hände, was sie als nächstes tun sollte. Franciszka befolgte die Anweisung, zog – selbst erschrocken von ihrer eigenen Kühnheit – das Hemd des Fräulein Albina nach oben und öffnete deren angewinkelte Beine. Die am Fußende stehende Alte schaute eindringlich auf das, was sie zwischen den Beinen erblickte, und sog diskret auch den Geruch ein.

»Ihr seid sehr gut gebaut fürs Kinderkriegen«, sagte sie wohlwollend zu dem Federbett.

»Franciszka. Jetzt mit dem Finger«, wandte sie sich an ihre Tochter mit leiser, ruhiger Stimme und bestätigte die Anweisung mit einer Geste, indem sie ihren Zeigefinger ausstreckte und eine Bewegung nach vorn ausführte.

»Soll ich ihn reinschieben?«, fragte Franciszka erschrocken.

»Vorsichtig.«

Die junge Frau hatte das Gefühl, dass diese Aufgabe ihre Kräfte übersteigen würde. Festsitzend in diesem Zimmer zwischen dem Vertrauen zu ihrer Mutter und dem Zorn der gnädigen Frau sah sie aber keinen Ausweg. Übermannt von dem Drang wegzulaufen, schloss sie die Augen und holte tief Atem. Als sie die Augen wieder öffnete, erblickte sie hinter dem Federbett die Augen von Fräulein Albina, die sie anstarrten und die noch erschrockener waren als ihre eigenen. Voller Mitgefühl für das Fräulein, das von einer fremden Person auf diese Weise berührt werden sollte, konnte sie diesen Blick nicht länger ertragen, sie hielt den Atem an und tauchte ihren Finger in das warme Innere

der Gebärenden, ließ dabei langsam die Luft durch die Nase heraus. Dann schloss sie die Augen, damit nichts davon ablenken konnte, was dieser Finger sehen sollte. Der Weg war glatt und endete mit einem weichen Hindernis. Der Finger berührte es mit der Kuppe. Sie wusste nicht, was sie zu erwarten hatte, aber sie lauschte diesen Wahrnehmungen so, als würde davon ihr Leben abhängen. Denn vielleicht hing es ja davon ab.

Franciszkas Finger spürte ein Beben, das in immer stärkeres Pulsieren überging und plötzlich war mehr Platz, etwas öffnete sich dort oben. Ein lauter Schrei zerriss die Luft. Fräulein Albina zitterte und versuchte, die Schenkel zusammenzudrücken.

»Zwei Finger, schnell«, sagte die Mutter ihr ins Ohr.

Beinahe rasend kehrte Franciszka mit dem Finger zurück zum Eingang und erneuerte den Ausflug in die Tiefen von Fräulein Albina mit aneinandergespresstem Zeige- und Mittelfinger. Beim zweiten Mal war es leichter.

»Fühlst du es? Öffnet sie sich?«

»Ja«, antwortete sie flüsternd.

»Zieh raus«, hörte sie die Mutter und zog erleichtert die Finger heraus. Fräulein Albina atmete flach, doch mit jedem Atemzug beruhigte sie sich von dem Schock, der die Untersuchung für sie war.

»Ist die Öffnung eher wie ein Schilling, wie ein Groschen oder wie eine Zwei-Złoty-Münze?«, fragte Regina.

»Wie eine Zwei-Złoty-Münze oder wie ein Taler, aber der große, mit dem Kaiser«, antwortete Franciszka unsicher. Sie hatte nicht viele Gelegenheiten gehabt, Geldstücke ausführlich zu betrachten. Die Mutter trug eingenäht in ihre Kleidung eine Zwei-Taler-Münze mit dem Abbild von Franz Joseph, dem Kaiser von Österreich, und in seltenen Momenten, nämlich wenn die Wäsche gewaschen wurde, trennte sie diese sorgfältig heraus und zeigte sie dann ihren Töchtern. Sie war der Meinung, dass die Münze ihr Glück brachte, weil sie am gleichen Tag wie der Allergnädigste Herr geboren war – am 18. August 1830.

»Das reicht, zieht euch beide zurück«, sagte die Gutsherrin und deckte ihre Tochter mit dem Federbett zu. »Genug der Untersuchung, und macht eure Konsultationen leiser.«

»Jetzt, Fräulein, könnt Ihr etwas leichtes essen, denn Ihr werdet bald viel Kraft brauchen«, sagte die Perkowa forsch.

»Macht meiner Tochter keine Angst!«, empörte sich die Gutsherrin.

»Eine Bouillon würde ich essen«, bestellte das Fräulein unter dem Federbett.

Die gnädige Frau ging hinaus, um in der Küche Anweisungen zu geben.

Albina nutzte den Augenblick, da niemand auf sie aufpasste, steckte den Kopf heraus und streckte sich. Die Spitzenärmel kamen zum Vorschein. Ein Stück Ferse war zu sehen.

»Wollt Ihr nicht ein bisschen aus dem Bett aufstehen, Fräulein?«, fragte Regina leise.

»Wozu denn? Gut geht es mir hier, es ist warm und bequem.«

»Es würde schneller gehen.«

»Ich habe es nicht eilig«, antwortete das launische Fräulein.

»Aber Ihr würdet Euch nicht so lange quälen.«

»Ich bin daran gewöhnt ...«

Mutter und Tochter sahen sich wortlos an und warteten, was das Fräulein sich noch ausdenken würde.

»... wenn Mama sagt, dass Französisch oder Geografie gelernt werden muss, dann stöhnt man viel mehr vor Langeweile.«

Da übermannte sie die nächste Wehe, das Fräulein griff nach dem weißen gebogenen Gerüst am Kopfende und spannte laut keuchend ihren Körper an. Regina nickte und schaute in die verängstigten Augen der jungen Frau.

»Ist es jetzt stärker? Ja? Es wird sich gewiss von Französisch und von Geografie unterscheiden. Die gnädige Frau Mutter ist weg und ohne ihre Aufsicht packt es Euch nun. Was hat diese Aufsicht jetzt auch für einen Sinn, wenn man sie vorher vernachlässigt hat.«

Das Fräulein errötete, es wollte etwas sagen, setzte sich sogar auf vor Wut, warf das Federbett von sich, doch da nahm die nächste starke Wehe ihr die Kraft, traf sie unvorbereitet, holte ein Stöhnen aus ihr heraus und verstärkte ihre Röte. Sie streckte die Hand nach Franciszka aus, als würde sie nach Rettung suchen, und Franciszka nahm ohne nach-

zudenken diese Hand und hielt sie, bis der Schmerz vorbei war. Dann fiel das Fräulein zurück auf das Kissen und flüsterte mit einer Stimme, die wie die gekränkte Unschuld klang:

»Wie könnt Ihr es wagen, so mit mir zu sprechen!«

»Sei still, Kind«, murmelte die Perkowa. »Kein Grund, sich aufzuregen. Ist mir das etwa fremd? Mir ist nichts mehr fremd. Ich habe auch geliebt, habe auch geboren, habe mir auch Moralpredigten anhören müssen. Mir ist weder das Leben fremd noch das Sterben, und das Gebären schon gar nicht, deshalb habt Ihr mich ja rufen lassen, also nörgelt nicht herum, sondern hört, was Euch gesagt wird, damit es schneller geht.«

»Ich laufe aus«, sagte das Fräulein schwach.

»Das ist gewiss das Fruchtwasser«, sagte die Hebamme ruhig. »Habt keine Angst, das ist immer so, denn das Kind schwimmt im Wasser, wenn es in der Mutter wohnt. Hebt doch mal ein wenig das Federbett, ich will schauen, wie das Wasser aussieht.«

Das Laken war nicht mehr weiß. Eine rote Pfütze sickerte ein ins Bett. Die Genitalien der Frau waren blutig.

»Gnädiges Fräulein, Ihr müsst jetzt gewaschen werden. Wollt Ihr lieber im Bett? Franciszka wäscht Euch. Oder hockt Ihr Euch rasch in den Waschzuber, und das Bett wird in der Zeit neu bezogen, damit Ihr nicht im Nassen liegt.«

»Ich will weder Arm noch Bein rühren«, bockte das Fräulein wieder.

»Aber die Genitalien müssen gewaschen werden, bevor sich das Köpfchen zeigt«, erklärte die alte Frau äußerst geduldig.

»Ihr betreibt Hokuspokus. Das Köpfchen habe ich am Samstag gewaschen«, begann das Fräulein wieder zu streiten.

»Das Köpfchen Eures Kindleins«, sagte die Hebamme wütend.

»Ich will nicht!« Das Fräulein trat mit dem Fuß gegen das Federbett und deckte sich ganz zu. Dort packte sie eine heftige Wehe, doch die dicke Decke dämpfte die Schmerzscreie ein wenig.

»Ein Schmutzfink seid Ihr. Oben hui, unten pfui«, brummte Regina Perkowa nicht sonderlich laut und ging, um sich um ein Bad für Fräulein Albina zu kümmern. »Sie ist sehr wütend, gleich wird das Kind auf die Welt kommen. Pass auf sie auf.«

Franciszka blieb mit dem Fräulein allein. Die Niederkommende beruhigte sich, doch nur für kurz. Es kam wieder eine starke Wehe und das Fräulein streckte ihre Hand heraus, die Franciszka fest packte. Albina drückte ihre Hand mit einer solchen Kraft, dass Franciszka beinahe einen Schwächeanfall bekam, alle ihre Kräfte verließen sie und es wurde ihr schwindlig.

Die Tür ging auf und wieder füllte sich das Zimmer mit einer Menge Menschen; Regina zog mit der gnädigen Frau das Fräulein sogleich aus dem Bett, die Bediensteten schleppten den Waschzuber herein und begannen, warmes Wasser einzufüllen. Andere hantierten mit der Bettwäsche, steckten sauberes Stroh in den Strohsack und wechselten das Laken. Fräulein Albina stieg in ihrem blutigen und schmutzigen Hemd in den Waschzuber, denn sie traute sich nicht, der Mutter zu widersprechen. Sie wollte sich lediglich hinhocken, aber der große Bauch bewirkte, dass sie schwer nach vorn fiel, und dann nur noch verzücktes Stöhnen von sich gab. »Aaaaah«, sie atmete tief und hielt sich den Bauch. Nun schloss sie die Augen und schien einzuschlafen; im Wasser konnte sie die Wehen besser annehmen, ohne auf

das ganze Durcheinander im Zimmer zu achten. Bei einer der nächsten Wehe wurde sie munter. Sie packte den Rand des Zubers, stöhnte stärker, schrie aber nicht mehr, sondern drückte die Luft nach unten.

»Oho, gnädiges Fräulein, es drückt Euch nach unten, es ist Zeit herauszukommen, mit Verlaub«, sagte die Perkowa leise.

Fräulein Albina tat so, als würde sie nicht hören, aber vielleicht hörte sie wirklich nicht. Die Mutter zerrte an ihrem Oberarm, das Fräulein öffnete die Augen, die wie irre waren, und flüsterte: »Noch ein winziges bisschen, ich bitte Euch sehr, Mama, noch einen Augenblick. Sie soll Wasser über den Bauch gießen.« Sie zeigte auf Franciszka.

Die junge Frau griff nach dem Krug auf dem Waschtisch, hockte sich vor den Waschzuber, dankbar, dass ihr endlich erlaubt war, wenigstens ein bisschen zu sitzen, und begoss mit langsamen Bewegungen den Bauch der Gebärenden mit warmem Wasser. Fräulein Albina stöhnt immer stärker, tiefer und fast mit Vergnügen, bis sie schließlich mit einer plötzlichen Bewegung ihre Schenkel anspannte und nur anhand ihrer Hände, die sich in den Rand

des Zubers krallten, zu sehen war, dass sie sich anstrenge.

»Es kommt«, sagte die Perkowa ruhig.

»Was? Jetzt? Mein Gott, und was machen wir nun?«, fragte die Herrin panisch.

»Wir?« entgegnete Regina und lachte trocken. Wortlos stellte sie sich hinter das Fräulein und hob sie vorsichtig unter den Armen etwas hoch. »Hebe das Hemd des Fräuleins«, sagte sie zu ihrer Tochter. »Schiebe die Beine des Fräuleins zur Seite. Siehst du das Köpfchen?«

»Ja«, sagte Franciska und starrte ins Wasser. »Die Haare bewegen sich.«

Das Fräulein begann wieder tief zu stöhnen, mit veränderter Stimme. Kurz darauf wurde das Wasser im Zuber dunkel, und Franciszka fischte, ohne lange nachzudenken, den kleinen Körper heraus, der zwischen den Beinen des Fräuleins hervorkam. Seltsam fühlte es sich für sie an, das fremde Kind zu halten, nass war es und verzog das Gesichtchen, die Nabelschnur ringelte sich zwischen Franciszkas Fingern. Regina schnappte sich sauberes Bettzeug und begann, den kleinen Körper zu trocknen, während sie weitere Tätigkeiten an dem Fräulein an-

wies, dem vorsichtig das Hemd ausgezogen werden sollte, wobei auf die zwischen den Beinen hängende Nabelschnur geachtet werden musste, sie wurde aus dem Zuber geholt, angezogen und ins Bett gelegt, auf dem ein trockenes Laken und mehrere Schichten nicht mehr neuer Bezüge lagen, und Franciszka hielt die ganze Zeit das mit seiner Mutter verbundene Kind. Als Fräulein Albina endlich ruhig im Bett lag, nahm die alte Hebamme ihrer Gehilfin das Kind aus den Händen, legte es an das Fußende und öffnete den Bettbezug, in den sie es eilig gewickelt hatte.

»Ihr habt ein Mädchen, Fräulein Albina«, sagte Regina Perkowa und band geschickt die Nabelschnur mit einem sauberen Leinenbändchen ab, das sie zuvor auf dem Tisch unter den Hebammen-Utensilien zurechtgelegt hatte, und machte sich daran, die immer schwächer pulsierende Nabelschnur durchzuschneiden. Erst in dem Moment, als es von der Mutter abgetrennt wurde, begann das Kind mit schwacher Stimme zu weinen. Dieses Geräusch holte die gnädige Frau aus einer Art Lethargie, und sie schaute nun die im Zimmer anwesenden Bediensteten streng an.

»Wagt es ja nicht!«, sagte sie scharf. »Wagt es ja nicht, irgendjemandem zu erzählen, dass das Kind im Waschzuber geboren wurde! Wenn auch nur eine von euch einen Pieps verlauten lässt, werfe ich sie vom Hof und hetzte die Hunde auf sie! Was guckt ihr so dumm aus der Wäsche? Macht euch an die Arbeit, anstatt Maulaffen feilzuhalten!«

Erschrocken begannen die Bediensteten, den Waschzuber und die ganze Unordnung aufzuräumen. Die Perkowa zeigte das Kind Fräulein Albina, die nur ihre Nase aus dem Federbett hervorstreckte.

»Wie ein Püppchen! Wie niedlich! Oh, ich werde ihr wunderschöne Kleidchen nähen!« Die gnädige Frau schüttelte den Kopf und sah Franciszka an. »Diabelcowa! An die Arbeit!«

Mit der Hand zeigte sie auf einen Stuhl. Franciszka setzte sich mit einer solchen Erleichterung, als wäre das der beste Moment in ihrem Leben. Vielleicht war er das ja auch? Mit zitternden Händen knöpfte sie wieder ihren Kaftan und das Hemd auf, und ihre Mutter stand bereits bei ihr, um ihr dabei zu helfen, das Kind anzulegen. Es trank noch nicht, aber schnupperte neugierig und nuckelte an der ihm hingehaltenen Brust. Schließlich öffnete es den rosa-

farbenen Mund und bekam die Brustwarze zu fassen, woraufhin es zu schmatzen begann, zur großen Freude von Fräulein Albina, die diese Geräusche gewaltig amüsierten.

»Franciszka, nimm die Brust raus und gib sie ihm noch einmal, denn es hat sie zu flach genommen«, kommandierte Regina. »Lege das Kind besser an. Das Bäuchlein an deinen Bauch. Ich kann dir jetzt nicht helfen, weil gleich die Nachgeburt kommt.«

Die Tochter gehorchte und hielt das Köpfchen des Kindes fest in ihrer Hand, und siehe da, die Brustwarze landete dort, wo sie hin sollte, das Kleine begann zu saugen und es wurde still. Kurz darauf packte Franciszka ein starker Schmerz im Unterbauch, und die Brust füllte sich mit Muttermilch, die aus beiden Brüsten gleichzeitig zu fließen begann. Bald war ihr Hemd durchgeweicht, und unten spürte Franciszka eine sickernde Feuchtigkeit, vielleicht blutete sie, aber sie saß ganz ruhig in ihren drei Röcken und machte sich in diesem Augenblick keine Gedanken darum. Sie hatte das Gefühl, dass mit der Muttermilch, die aus ihren Brüsten endlich zu einem Nutzen floss, die ganze Trauer und das Leid vergingen. Nur Erleichterung und Müdigkeit

blieben, und die Zärtlichkeit für dieses kleine, rosafarbene Wesen.

»Bringt Fleischbrühe für Fräulein Albina«, sagte die gnädige Frau zu einer Bediensteten, und nachdem sie einen Moment überlegt hatte, fügte sie hinzu: »Gebt auch der Diabelcowa etwas, damit sie Kraft zum Stillen hat. Und reicht Pfannkuchen. Heute ist Fetter Donnerstag. – Und Ihr, Franciszka!«, rief sie plötzlich so laut, dass die junge Frau regelrecht hochsprang, und das Kind vor Schreck die Brust losließ und im Wickeltuch die Ärmchen zu beiden Seiten warf. »Denkt daran, dass Ihr niemandem davon erzählen dürft, wenn Ihr diese Stellung nicht verlieren wollt!«

Franciszka nickte angstvoll und befasste sich wieder mit dem Stillen. Regina Perkowa versteckte ihr zufriedenes Lächeln und murmelte nur:

»Fetter Donnerstag, fettes Leben. Möge sie es gut haben, die Kleine.«

# Der weibliche Medicus

Der Fund alter Unterlagen ihrer Urgroßmutter veranlasste Autorin Sabina Jakubowska, einen Roman über das Leben der Hebammen auf dem Lande zum Ende des 19. Jahrhunderts zu schreiben. Entstanden ist eine fesselnde Hommage an die couragierten Frauen jener Zeit, die sich in einer männerdominierten Welt zu behaupten wussten.

Gleich nach Erscheinen wurde Sabina Jakubowskas Roman ein großer Erfolg in ihrem Heimatland Polen und wird gegenwärtig in mehrere Sprachen übersetzt sowie für die große Leinwand verfilmt.



Wir freuen uns sehr über Ihre  
Leseindrücke und Bestellungen:

Robin Schmerer  
[schmerer@edition-w.de](mailto:schmerer@edition-w.de)